3.4 Ex-Götzenkult in China

Der erste, in dem der Gedanke, dass Europa eine zweite Hochkultur gegenüberstehe, zur Wirkung kam, war Dr. Friedrich Leibniz (1646-1716), Sohn des Prof. Dr. Friedrich Leibniz.
Man merkt Leibniz das fast ungläubige Erstaunen über diese Entdeckung an, wenn er 1699 schreibt: „Aber wer hätte einst geglaubt, dass es auf dem Erdkreis ein Volk gibt, das uns, die wir doch nach unserer Meinung so ganz und gar zu allen feinen Sitten erzogen sind, gleichwohl in den Regeln eines noch kultivierteren Lebens übertrifft?“ Leibniz stellte eine Bilanz auf: In den praktischen Fertigkeiten des Lebens seien China und Europa einander ebenbürtig. Im wissenschaftlichen Denken, in der Logik, Mathematik, den Naturwissenschaften, sei China Europa unterlegen. Unterlegen seien die Chinesen ebenso in der Militärtechnik, doch dies „nicht so sehr aus Unkenntnis, als vielmehr in bewusster Absicht, da sie nämlich alles verachten, was bei den Menschen Aggression erzeugt oder fördert, und weil sie – beinahe in Nacheiferung der höheren Lehre Christi und nicht etwa aus Ängstlichkeit, wie manche annehmen – Kriege verabscheuen.“ Klar überlegen dagegen seien die Chinesen den Europäern in den Lehren der Ethik und Politik.
Was die Philosophen an China beeindruckte, waren besonders zwei Dinge: das Fehlen einer Kirche und das Fehlen eines Erbadels. China beweise, so triumphierten sie, dass ein Volk keine Kirche brauche, um moralisch und zivilisiert zu leben. Die Kleriker und Mönche waren nichts anderes als Parasiten, die auf Kosten des arbeitenden Volkes lebten, **Aberglauben** verbreiteten und eine unerträglich intolerante Kontrolle über das Denken der Menschen ausübten. Der Himmelsglaube der Chinesen und ihre vernunftbegründete Moral zeigten den Weg zum Deismus, wie ihn die Aufklärer propagierten. Die natürliche Religion brauche keine Bibel, die wahre Offenbarung sei in der Natur selbst enthalten. Die Priesterschaften der verschiedenen Religionen hätten die natürliche Religion nur unter Bergen von **Aberglauben** begraben. In der Verwendung des China-Beispiels zum Angriff gegen die Kirche lag eine tiefe Ironie: Die Jesuiten waren nach China gezogen, um die Menschen dort zum christlichen Glauben zu bekehren, was sie erreichten, war die Unterminierung des christlichen Glaubens zu Hause. Ebenso überflüssig wie die Kirche war in den Augen der Aufklärer der europäische Erbadel. Und auch hier bot China das rationale Gegenbild: Während in Europa eine faulenzende und unproduktive Erbaristokratie die Wirtschaft belaste, regiere in China die Leistungselite der Gelehrtenbeamten, die sich in jeder Generation erneuere, so die Ausführungen Etienne de Silhouettes 1731 in seinem Buch über die Regierung und die Moral der Chinesen. Bei den Jesuiten konnten die Aufklärer zu ihrer Begeisterung lesen: Selbst wenn der Vizekönig einer Provinz sterbe, erbten in China seine Kinder keinerlei Rang; sie müssten den Rang des Vaters, wenn sie dazu die Begabung mitbrächten, aufs Neue in Examina und durch Leistung in ihrer Beamtenkarriere erwerben. Voltaire und seine Mitstreiter sahen im chinesischen Staat die platonische Utopie des Philosophenstaates verwirklicht. Voltaire schwärmte: „Der menschliche Geist kann keine bessere Regierung als die chinesische ersinnen, in der alle Fragen durch Beamtengremien entschieden werden, die mit Männern besetzt sind, die ihre Fähigkeiten in mehreren schwierigen Examina bewiesen haben.“
Conrad Seitz „China, eine Weltmacht kehrt zurück“, S. 71 ff

Die antibuddhistische Repression und der Niedergang des Buddhismus.

Der „nationalistische“ und fremdenfeindliche Charakter der Bewegung, die in den Jahren 842-845 zur großen Proskription der ausländischen Religionen und darunter der wichtigsten von ihnen, des Buddhismus, führte, geht klar aus den damals angeführten Motiven hervor. Schon im Jahr 836 verbot ein Erlass den Chinesen jede Beziehung zu „farbigen Leuten“, ein Terminus, der sich auf Ausländer aus den Regionen jenseits des Pamir und aus Südostasien bezieht: Iraner, Sogdier, Araber, Inder, Malaien, Bewohner von Sumatra usw. In dem Proskriptionsdekret, das kurz darauf, im Jahr 845, verfügt wurde - zu einem Zeitpunkt, als alle Maßnahmen praktisch schon Anwendung fanden - warf man dem Buddhismus als Religion der Ausländer vor, die Ursache für die moralische und wirtschaftliche Schwächung der kurzlebigen Südlichen Dynastien – Jin, Song, Qi, Chen und vor allem Liang – gewesen zu sein. Es heißt darin, die Nestorianer- und Mazdaisten-Mönche würden in den Laienstand zurückgeführt, „damit sie nicht mehr die chinesischen Sitten verderben“, und es ist darin von der moralischen Einfachheit und Reinheit die Rede, die von nun an herrschen solle. Es kam sowohl zu einer gefühlsbetonten Reaktion – einer verschwommenen Feindseligkeit allen Ausländern und den religiösen Vorrechten gegenüber, die sie vor 755 erlangt hatten – , als auch zu einer in dem Maß berechneten Reaktion, als sie sich gegen politische und wirtschaft-liche Realitäten richtete: **gegen die Macht der Eunuchen, buddhistischer, abergläubischer, ungebildeter und geldgieriger Fanatiker den skandalösen Reichtum der buddhistischen Klöster an Grundbesitz, Arbeitskräften, Geld und Metallen zu einer Zeit, da der Staat in einer Finanzkrise steckte und es ihm an Kupfer zum Gießen von Münzen mangelte. Die buddhistische Kirche verfügte in der Form von Kultgegenständen, Glocken und Statuen über den größten Teil der Edelmetalle ganz Chinas.** Eine der Maßnahmen war darum das Einschmelzen der Glocken und Statuen, um aus ihnen Münzen zu gießen. Im Volk wurde dieses Geld allerdings abgelehnt; man fürchtete sich, ein Sakrileg zu begehen.
Es wäre jedoch falsch, sich das Verbot ausländischer Religionen als ein plötzliches und brutales Ereignis vorzustellen. Erst allmählich wurde zu den radikalsten Maßnahmen gegriffen. Anfangs beschränkten sie sich darauf – gemäß einer Gewohnheit, die man als traditionell bezeichnen kann –, den buddhistischen Klerus zu säubern, um die ungebildeten und falschen Mönche zu entfernen. Anschließend wurden die Privatgüter der Bonzen konfisziert, nach einer restriktiven Auslegung der buddhistischen Abhandlungen über Mönchsdisziplin: **Denn die Mönche legten das Gelübde der Armut ab. Man schaffte die buddhistischen Zeremonien im Staatskult ab und schritt zu immer massiveren Rückführungen in den Laienstand (im Jahr 845 täglich 300). Schließlich wurde ein allgemeines Inventar der Heiligtümer der Klöster aufgestellt, und daraufhin wurden ihr Landbesitz, ihre Leibeigenenfamilien, ihr Geld und Metall konfisziert. 260.000 buddhistische Mönche und Nonnen wurden säkularisiert und als Steuerzahler registriert, 150.000 Abhängige von Klöstern, die der Steuer und den Frondiensten des Staates entgangen waren, in die Steuerlisten eingetragen, 4.600 Klöster zerstört oder in öffentliche Bauten verwandelt, 40.000 kleine Kultstätten niedergerissen oder zweckentfremdet.** Nur einige wenige Tempel mit offiziellem Statut, in denen eine kleine Anzahl von Mönchen den Dienst versahen, wurden beibehalten. Die Religionen iranischer Herkunft – Mazdaismus, Manichäismus, Nestroianismus – erfuhren ein noch viel schlimmeres Los: Sie wurden definitiv verboten, und ihre Mönche, von denen es nur einige Tausende gab, wurden alle in den Laienstand überführt.
Jacques Gernet „Die chinesische Welt“, S. 248 f

Im Taiping Aufstand, 1850-1864, war die Situation ähnlich. Statt Buddisten waren es diesmal christliche und jesuitische Missionare ab 1581, die sich Privilegien gegenüber den Chinesen verschafft hatten. Gleichzeitig war es ein Kampf der unterdrückten Bauern gegen die feudalen chinesischen Imperialisten mit verheerenden Folgen von ca. 60.000.000 Toten.

3.5

Die Glaubensfrage

Essay Dem Menschen ein Segen, der Menschheit aber nicht: warum Religion Gewalt gebiert

Von Stefan Berg

Vor dem Europaparlament hielt der Papst Ende November eine Art vorgezogene Weihnachtsansprache. Das katholische Oberhaupt forderte von den Europäern einen verstärkten Einsatz für die „Würde" des Menschen und beklagte die „barbarische Gewalt", der „besonders die christlichen Minderheiten in verschiedenen Teilen der Welt" ausgesetzt seien. Er pries in diesem Zusammenhang das Christentum als eine Art Impfstoff gegen den Extremismus, was er selbstverständlich etwas filigraner formulierte: Europa solle „sich die eigenen religiösen Wurzeln zunutze" machen, um „leichter immun zu sein gegen die vielen Extremismen, die sich in der heutigen Welt" verbreiteten. Seine Conclusio: „Es ist gerade die Gottvergessenheit und nicht seine Verherrlichung, die Gewalt erzeugt", zitierte er seinen Vorgänger.

Man kann dem wichtigsten Werbeträger einer Institution nicht verdenken, dass er für diese mit wohlgesetzten Worten wirbt. Das gilt für den Papst, wie es für einen Sportfunktionär gälte, der selbstverständlich die von ihm vertretene Sportart rühmen und die Schädigungen verschweigen würde, die einträten, wenn man ihr in einem übertriebenen Maß nachginge. Leider hat die übertriebene Verherrlichung Gottes mehr Opfer gekostet als jeder Sport. Dass über die Papstrede keine Diskussion entstand, kann mit zwei Phänomenen zu tun haben: mit der Popularität dieses sympathischen, unkonventionellen Menschen sowie dem medialen Hochgeschwindigkeitszug, der wegen solcher komplizierter Gedanken nicht anhält. Es lohnt aber innezuhalten.

Eine der großen Fragen des vorigen Jahrhunderts war die nach Wesen oder Unwesen des Kommunismus. Haben der Realsozialismus in der Sowjetunion oder der Steinzeitkommunismus unter Pol Pot in Kambodscha das Wesen dieser politischen Heilslehre entstellt oder auf tragische Weise freigelegt? Philosophen haben darüber diskutiert. Die klarste Antwort gab die Realität: die nicht mehr vorhandene Bereitschaft der Menschen, sich für ein erneutes sozialistisches Experiment zur Verfügung zu stellen. Der Minimalphilosoph Norbert Blüm brachte die Niederlage des Sozialismus auf die Kurzformel: „Marx ist tot, Jesus lebt."

Die Frage nach Wesen und Entstellung wird heute wieder aufgeworfen. Nur müssen sich nun gläubige Menschen mit ihr auseinandersetzen. Also Menschen, die – egal welchen – Gott „verherrlichen", um beim Papst zu bleiben (und ohne zu hinterfragen, ob Gott der Verherrlichung überhaupt bedarf). Die Grundannahme, die Gottvergessenheit und nicht die Gottesverherrlichung erzeuge Gewalt, widerspricht der Erfahrung der letzten Jahrzehnte. Im Gegenteil. Man könnte beinahe ein mechanisches Gesetz über das Verhältnis von Glauben und Gewalt formulieren: je dichter die Anzahl der Verherrlicher Gottes, desto größer die Gefahr der Gewalt.

Religiös begründete Gewalt zeigt sich an vielen Fronten: Protestanten und Katholiken bekämpften sich in Nordirland, radikale Sunniten sprengen sich vor schiitischen Heiligtümern in die Luft, buddhistische Extremisten töten Muslime in Burma, muslimische Attentäter töten betende Juden in einer Synagoge, orthodoxe Juden vertreiben muslimische Palästinenser unter Berufung auf allerhöchste territoriale Zusagen an das Volk Gottes. Und nun auch noch Russlands Präsident Wladimir Putin, der die Krim mit Jerusalem vergleicht und damit den Ukraine-Konflikt in religiöse Höhen führt. Lauter Unwörter sind im Umlauf: Gotteskrieger errichten Gottesstaaten, Hassprediger werben hierzulande für heilige Kriege, weshalb nun Menschen für das christliche Abendland auf die Straße gehen, die auch nicht gerade von der Zusage erfüllt wirken: Selig sind die Friedfertigen.

Wer als Christ im realen Sozialismus groß wurde, der wird die bedrohlich-höhnische Vorhersage nicht vergessen, dass Religion ein aussterbendes Phänomen sei und mit ihr die Kirchen und die religiösen Menschen selbstverständlich verschwänden. Der Kommunismus als Religions-Placebo hat jedoch versagt. Heute gibt es eine andere Schreckensvision: dass die Glaubenskrieger am Ende keine „Ungläubigen" übrig lassen werden, sollten sie je in den Besitz von Atomwaffen kommen.

Die Glaubensfragen, denen sich niemand entziehen kann, lauten also: Speist sich der Horror aus denselben Quellen wie der Zauber des Glaubens? Warum führt die Verehrung des eigenen Gottes so oft in den Krieg gegen die Verehrer eines anderen Gottes oder einer anderen Vorstellung desselben Gottes?

Suchen wir beim Papst nach einer Antwort, so finden wir seinen etwas unpräzisen Verweis auf die „religiösen Wurzeln" Europas, womit er das Christentum meint. Er rät zudem wie sein Vorgänger zu einem Bündnis von „Vernunft und Glauben, Religion und Gesellschaft", um sich wechselseitig zu „läutern". Bei der Rückschau zu den Wurzeln, also in die Geschichte Europas, fallen die Gewaltausbrüche mit religiöser Legitimation eher ins Gewicht als die aus Gottesverherrlichung rührende Friedfertigkeit. An Beispielen ist kein Mangel: Der Schwede Gustav Adolf missionierte militärisch zugunsten des Protestantismus. Katholiken verfolgten Reformierte in Frankreich, weshalb die als Hugenotten bezeichneten Franzosen zu Tausenden flohen, auch nach Preußen, wo wiederum ein König per Zwangsfusion von oben die innerprotestantische Fehde zwischen Reformierten und Lutheranern zu beenden versuchte.

Das Bündnis von Glaube und Vernunft, welches der Papst und auch protestantische Kirchenführer heute hervorheben, ist keine kirchlich-religiöse Schöpfung. Die Vernunft wurde nicht vom Klerus herbeigesehnt, sie erkämpfte sich ihren Platz gegen ihn.


Mordende Kreuzritter im Mittelalter

Auch die Absage der Gottesverherrlicher an weltliche Macht und Gewaltausübung entsprang mehr Druck als Selbsterkenntnis. Die weitgehende Trennung von Staat und Kirche in Deutschland war eine Befreiung des Staats von der Kirche; erst Jahre später wurde sie umgedeutet als Selbstbefreiung der Kirche zu ihrem eigentlichen Auftrag. Man muss in diesem Zusammenhang an Anneliese Michel erinnern, die 1976 zu Tode kam, nachdem zwei katholische Priester monatelang an ihr „Teufelsaustreibungen" vorgenommen hatten. Und bis heute hat die Vernunft noch immer da zu enden, wo vollkommen unvernünftig die Unfehlbarkeit beansprucht wird.

„Judenhetzen, Maurenvertreibung, Hexen- und Ketzerprozesse", so höhnte der österreichische Schriftsteller Ludwig Anzengruber Ende des 19. Jahrhunderts, „über das, was oft angeblich zu Gottes Ehren geschieht, muss sich der Teufel freuen." Wie einst den Kommunisten ließe sich auch den Christen oder Muslimen in einem Schwarzbuch eine düstere Bilanz vorlegen. Da nicht jeder Gläubige zum Gewalttäter wird, kann man kaum behaupten, die Gewalt entspringe unmittelbar und allein der Gottesverherrlichung. Aber diese Verherrlichung ist eben nicht der von Rom angepriesene Impfstoff, sie hat ebenso wenig automatisch zum Widerstand gegen jene Gewalt geführt, die der Gottvergessenheit entsprang. Ansonsten wären wohl kaum so viele „deutsche Christen" dem „Führer" ins Verderben gefolgt.

Das Paradoxon des Glaubens besteht darin, dass in ihm offenbar beides wurzelt. Einerseits kann er dem Individuum enorme Kraft und wahrhaftig frohe Botschaft sein; ein Wunder, weil er den Menschen aus der Ungewissheit führen kann, die in der Gewissheit seines Todes liegt. Ein Mensch vermag sein Krank- und Schwachsein anzunehmen, wenn er aus dem Transzendenten jene Kraft bezieht, die nicht aus ihm selbst kommen kann. Andererseits: Was individuell rettend ist, kann kollektiv das Mörderische gebären. Denn dieses Ungreifbare, Irrationale des Glaubens kann dem Bösen und der Gewalt als unangreifbare Legitimation dienen, die höhere Begründung für ein niederes Handeln sein, welches sich der Ratio entzieht und zur Hemmungslosigkeit führt. Wer sich auf Gott beruft in seinem Anspruch auf Wahrheit, der stellt sich von jeder irdischen Begründung frei. Das aber ist der Kern des Fanatismus.

Der Glaube kann frohe Botschaft sein, aber auch als höhere Begründung für niederes Handeln dienen.

Wie lässt sich das Gute des Glaubens vor dem Schrecklichen bewahren? Vielleicht verläuft die Scheidelinie zwischen dem, was wir ertragen, und dem, wovor wir uns hüten müssen, zwischen Glaube und Religion. Glauben ist ein individueller Prozess, ohne Zweifel kaum vorstellbar. Religion aber gibt den Glauben als Wahrheitsgewissheit aus und erhebt Anspruch auf mehr. Religion meint Gruppe, Hierarchie, Anhängerschaft, und sie birgt in ihrem Wahrheitsanspruch und in der Abgrenzung, ohne die sie nicht existierte, ihr Gefahrenpotenzial. Müssen wir also zwischen Glaubensfreiheit und Religionsfreiheit unterscheiden – und die eine bejahen, die andere begrenzen? Muss der Glaube von der Religion befreit werden? Eine Schlussfolgerung könnte lauten: Die Glaubensfreiheit gilt uneingeschränkt. Auf (staatlich beschützte) Religionsfreiheit hingegen hat eine Gemeinschaft nur einen Anspruch, solange sie nicht mit dem Verweis auf diese die Freiheit anderer einschränkt. Zumindest darf die Freiheit von der Religion nicht geringer stehen als die Freiheit zu ihr.


Bewaffnete Islamisten

In Zeiten des Kalten Kriegs gab es viele Versuche, die Vertreter der Religionen der Welt zu einem gemeinsamen Friedensengagement zu bewegen und damit die Welt vor der Katastrophe zu bewahren. Heute wäre man schon zufrieden, wenn es den Religionsführern gelänge, ihre eigene oder ihre vermeintliche Anhängerschaft von ihrem mörderischen Treiben abzuhalten. Ein Anfang könnte darin bestehen, die Ursachen für die Gewalt oder die Abkehr von ihr in der eigenen Geschichte zu ergründen und zu benennen. Vielleicht stößt man bei dieser Suche – hoffentlich bald – auf den richtigen Impfstoff. ■



Am Anfang war das Feuer

Religion Liegt die Heimat Gottes in Saudi-Arabien? Begann er seine Karriere als Götze auf einem Vulkan? Ruinenfunde erlauben eine neue Analyse der Bibel – und damit der wahren Geschichte Israels: Demnach war König David ein Räuberhauptmann.



Mose vor Gott im brennenden Dornbusch (Ölbild, 1810)

Vulkan Hala al-Badr in Saudi-Arabien

FOTOS: MADANI SINDI / MOAT OSI / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL; AKG (R.O.)

Vulkangeister sind – wie man sich denken kann – jähzornig und leicht reizbar. Von Hawaii bis Indonesien gelten Magmaschlote als Throne zürnender Mächte. Der Schmied Hephaistos sprüht im Ätna Funken. Das dem japanischen Fuji innewohnende Wesen besänftigte man bereits 27 vor Christus mit dem Aufstellen von Schreinen.

Beim lieben Gott der Christen liegt der Fall offenbar ähnlich. Zwar wurde der Hauptakteur der Bibel durch einen langen religionsphilosophischen Veredlungsprozess geschleust. Doch das Original aus dem Alten Testament zeigt sich ziemlich misslaunig. Wo ER erscheint, wird's brenzlig.

Jahwe lasse die Erde beben und hohe Gipfel wie Wachs schmelzen, heißt es in Psalm 97. Mal kommt er als „flammende“ Säule daher, mal als „verzehrendes Feuer“. Dann wieder schmaucht der ganze Berg Sinai, „denn der Herr war im Feuer auf ihn herabgestiegen. Der Rauch stieg vom Berg auf wie Rauch aus einem Schmelzofen. Der ganze Berg bebte gewaltig“ (Exodus 19).

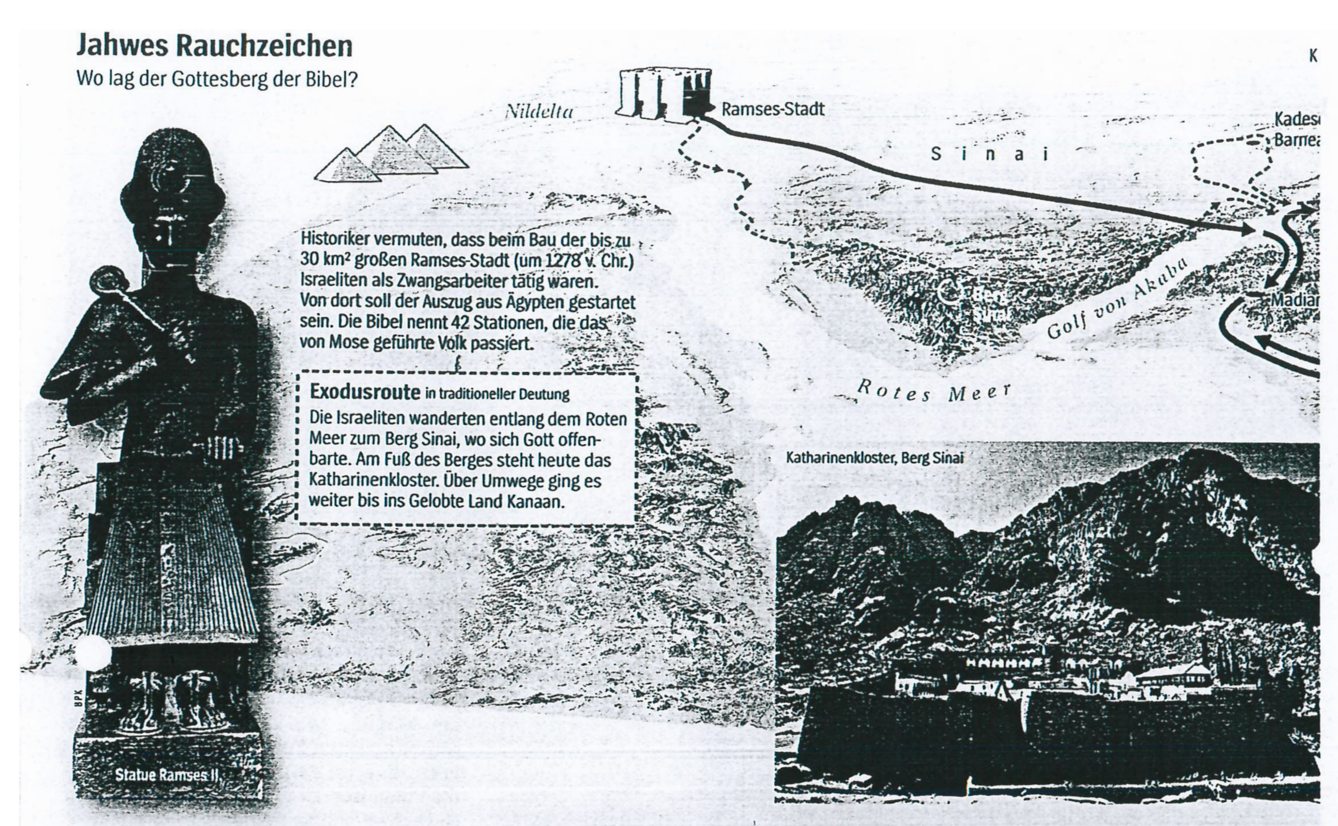
Angesichts der Vielzahl feuerspuckender Sprachbilder plädieren Forscher wie der britische Physiker Colin Humphreys dafür, die Beschreibungen wörtlich zu nehmen*.

Die Idee: Gott war ein Vulkan.

Die Bibel erwähnt, dass Mose bei seiner ersten Begegnung mit dem Schöpfer in „Midian“ weilte. Der Name steht für eine Landschaft im Nordwesten Saudi-Arabiens, in der sich gewaltige Lavafelder befinden, im Norden der heutigen Provinz Medina.

Erstarrte Basaltströme und Spuren von Eruptionen durchziehen das karge Gelände. Der imposanteste Krater, der 170 Meter

* Colin J. Humphreys: „Und der Dornbusch brannte doch“. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh; 400 Seiten; 29,95 Euro.



Katharinenkloster, Berg Sinai

Statue Ramses II.

BPK

hohe Hala al-Badr, klafft auf einem 1600 Meter hohen Tafelberg.

Aus diesem düsteren Kegel, so Humphreys, stamme Jahwe. In der Ödnis Arabiens habe also das größte religiöse Abenteuer der Weltgeschichte seinen Ausgang genommen: der Monotheismus. „Kein Vulkan, der in historischer Zeit explodierte, liegt Jerusalem näher", erklärt der zum Sir geadelte Physiker von der University of Cambridge.

Jahwe, ein Gott der heißen Gase? Auch die Theologin Margot Käßmann unterstützt die Kratertheorie, ebenso der Schweizer Alttestamentler und Ägyptologe Othmar Keel, eine weltweit anerkannte Koryphäe seiner Zunft.

Es ist eine wirklich seltsame Geschichte, die das Buch Exodus da erzählt – und die genug Magie hat, um zum achten Mal verfilmt zu werden: Zu Weihnachten kommt Ridley Scotts gleichnamiges Actionepos in die Kinos.

Anfangs leben die Israeliten in ägyptischer Sklaverei. Weil der junge Mose einen Aufseher erschlägt, flieht er außer Landes – bis nach Midian. Dort erscheint ihm der Herr auf einem Gipfel in einem flammenden Dornbusch. Er befiehlt: Befreie deine Brüder und Schwestern aus der Gefangenschaft.

Mose eilt zurück ins Reich des Pharaos und darf schließlich mit seinen Leuten abziehen. Laut Bibel begeben sich „600 000 Mann" auf einen langen, trostlosen Fußmarsch. Der Auszug aus Ägypten führt den Propheten und seine Leute schließlich wieder nach Midian, zum Gottesberg.

Erneut besteigt der Anführer den Gipfel. Diesmal erhält er dort die Gesetzestafel mit den Zehn Geboten, mit Flammenschrift in Stein geritzt. Danach schließt Gott einen Bund mit dem Volk und verspricht ihm das „Gelobte Land".

Insgesamt nennt die Bibel 42 Stationen, die der Trupp bei seiner Wüstenwanderung passiert. Allein an der Entschlüsselung dieser Angaben rätselt die Zunft schon seit bald 500 Jahren herum. Die meisten Alttestamentler glaubten bislang, dass die Israeliten auf dem Sinai im Kreis herumirrten (siehe Karte oben).

Humphreys, aber auch andere Forscher deuten die Hinweise nun ganz anders. Demnach zogen die Fliehenden entlang einer alten Handelsroute direkt zum Roten Meer und bogen dann nach rechts ab. Sie liefen also viel weiter Richtung Arabien als gedacht – bis an den Rand der Vulkanfelder.

Bestärkt wird der Verdacht durch weitere Daten aus der Bibel. Der geheimnisvolle Gottesberg wird dort gleich mehrfach fernab, irgendwo im Süden, verortet. Aber auch der Koran (Sure 7,85) nennt diese Richtung. Der antike Historiker Flavius Josephus schildert sogar, dass sich Mose durch Staub und Windstürme hindurch bis zur Oase „Madiana" vorkämpfte.

Dies war die wichtigste Stadt von Midian.

Stand Mose, der große Religionsstifter, also am Vulkan Hala al-Badr, als er vom Allmächtigen die Moralgesetze erhielt?

Das hieße: Am Anfang war das Feuer.

Für die verblüffende Umdeutung spricht ein weiteres Indiz. Der älteste Hinweis auf Jahwe, den Herrn der Schöpfung (den die Juden mit dem Tetragramm JHWH schrieben), prangt an einer etwa 3400 Jahre alten ägyptischen Tempelwand. Die Inschrift zählt Völker auf, die der Pharao besiegte. Erwähnt wird auch ein „Land der Schasu JHW". Ein Teil der letzten Hieroglyphe ist abgebrochen.

Die Entdeckung hat die gesamte Zunft erschüttert. Die Schasu? Das Volk lebte von Viehzucht und Karawanenhandel.

Und es lebte in Midian.

Zeugnisse belegen, dass die Wüstenclans mit ihren Schaf- und Ziegenherden bis nach Palästina zogen. Die Leute trugen Röcke mit baumelnden Quasten. Bewaffnet waren sie mit Speeren und Bumerangs oder Krummdolchen. Auf einem Relief sind sie als Beschnittene dargestellt.

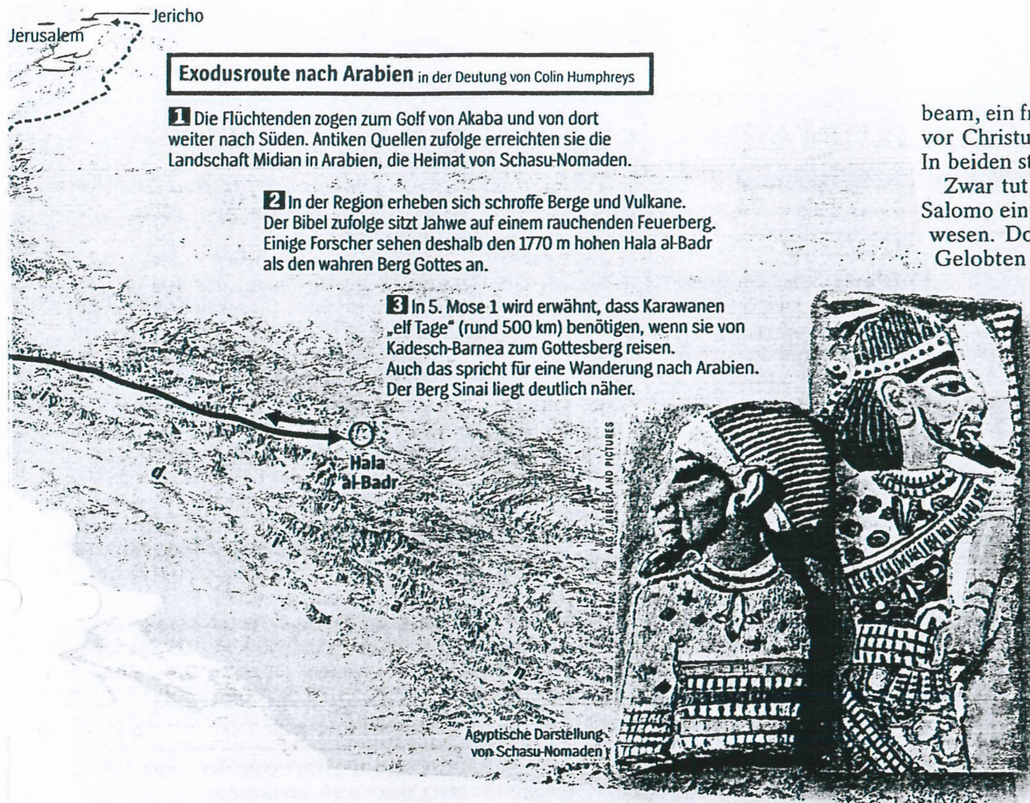
Bei den Ägyptern hießen die Hirten „Sandwanderer" und waren als Räuber und Wegelagerer verschrien. „Der schmale Pfad ist gefährlich, weil Schasu sich hinter den Büschen verstecken", heißt es in einem Papyrus, „sie haben grimmige Gesichter, sie sind feindlich."

Vieles spricht dafür, dass es die bärtigen Nomaden aus Nordarabien waren, die gleichsam die Urform Gottes anbeteten.

Ob Mose selbst ein Schasu war, weiß dennoch niemand zu sagen. Es ist nicht mal klar, ob der biblische Prophet überhaupt jemals lebte. Klar ist nur, dass die Bibel eine tiefe Erinnerung speichert: Und diese verbindet die Wurzeln der Israeliten mit einem Hirtenvolk, das nahe dem Roten Meer wohnte.

Vereinfacht könnte man die neue Gottesformel deshalb so ausdrücken:

Schasu = auserwähltes Volk.



Ägyptische Darstellung von Schasu-Nomaden

Die Nomaden würden „wesentliche Identifikationsmerkmale" des auserwählten Volkes der Bibel aufweisen, erklärt der Schweizer Theologe Thomas Staubli. Denn unstete Viehhirten waren auch jene Leute, die das Alte Testament „Israeliten" oder „Hebräer" nennt.

Der Erzvater Abraham pendelt mit seinen Schafen vom Euphrat bis zum Nil. Das Gefolge um Mose schleppt bei seinen Wanderungen ein mobiles Heiligtum, die Bundeslade, mit sich. Rituale feiert es in einem zusammenklappbaren Tempel, der „Stiftshütte".

Besonders verblüffend: Die Schasu-Nomaden erreichten nachweislich Jerusalem. Am Tempelberg, wo sich heute der (muslimische) Felsendom und die Aksa-Moschee erheben, wurde eine fast 3000 Jahre alte Figur entdeckt. Sie zeigt einen typischen Vertreter dieser Beduinen, mit spitzem Kinnbart und einem Stirnband, das die Haare hochdrückt.

Kein Zweifel: Die Alttestamentler warten mit erstaunlichen Erkenntnissen auf. Unterstützt von Papyrologen, Keramikkennern, Kohlenstoffdatierern oder Assyriologen leuchten sie die dunklen Bereiche der Heiligen Schrift aus, um die Wahrheit hinter den Heilsbotschaften zu erkennen.

Heute tobt blutiger Streit in Israel, Gaza, Syrien oder im Irak. Es geht um Land und um ökonomische Macht. Aber viel zu oft dreht es sich auch um Religion, um uralte sakrale Texte: die Tora, den Koran oder die Worte Jesu.

Ist es naiv, der Wissenschaft zu lauschen, wenn es um aktuelle Gebietsansprüche geht? Gelehrte können nicht politisch entscheiden. Aber Maßstäbe setzen. Besonnene Forschung kann aufklären, Legenden von messbaren Befunden trennen – und die Märchen trotzdem leben lassen.

Allein die Geschichte der ersten drei Urkönige, Saul, David und Salomo, wird in der Bibel in 66 Kapiteln ausgebreitet. Blutige Thronwirren und Kriege werden geschildert – und der Aufstieg Israels vom losen Stammesgefüge zur Nation.

Nur: Was geschah vom 12. bis zum 10. Jahrhundert vor Christus wirklich? Die ersten Schasu-Nomaden, die sich im Bergland der Levante sesshaft machten, hinterließen keine Schriftzeichen, weder Tempel noch Altäre. Ihre Ruinen weisen schwer deutbare Zerstörungen auf.

Während der Geburt Gottes herrschte das Chaos.

Doch in jüngster Zeit sind den Ausgräbern wichtige Funde gelungen. Beispiel: Exodus 32 erzählt vom Tanz ums Goldene Kalb: Während Mose die Zehn Gebote vom Berg holt, schmelzen sich die Israeliten aus dem Metall ihrer Ohrringe einen „eggel", einen jungen Stier, wie es in der hebräischen Urschrift heißt.

Genau solch ein Götze wurde im Tempel von Atarot, 35 Kilometer südöstlich von Jerusalem, entdeckt. Es ist ein Rind aus gebranntem Ton, hergestellt um 900 vor Christus, die Forscher sprechen von einem „Ausnahmefund".

Bovine Statuen dieser Art waren in der Gegend einst weit verbreitet. Selbst Jahwe wurde anfangs wohl als Huftier verkörpert. Das Alte Testament berichtet, dass Jerobeam, ein früher König Israels (931 bis 901 vor Christus), zwei Tempel erbauen ließ. In beiden standen Kälber.

Zwar tut die Bibel so, als wäre bereits Salomo ein stockfrommer Monotheist gewesen. Doch in Wahrheit hielt sich im Gelobten Land vor 3000 Jahren noch kein Mensch an das zweite Gebot („Du sollst dir kein Gottesbild machen").

Und auch das erste („Du sollst neben mir keine anderen Götter haben") wurde missachtet.

Grabungen zeigen, dass es bei den Hebräern von Spuk und Zauberei nur so wimmelte. Auf Berghöhen und unter Bäumen räucherten die Altäre. Die Forscher entdeckten Gefäße für Trankopfer und Figurinen der Liebesgöttin Astarte. Berichten zufolge wurden sie „an allen größeren judäischen Orten aus dem ausgehenden 7. Jahrhundert vor Christus in privaten Wohnanlagen gefunden".

Dem Unterweltgott Moloch war auf dem Friedhof vor den Toren Jerusalems sogar ein großer Kultplatz gewidmet. Dort ließen die Bürger ihre „Kinder durchs Feuer gehen", wie es in der Bibel heißt. Der Ablauf des schaurig klingenden Rituals ist nicht bekannt.

Auch die reale Lage im antiken Kanaan stellt sich nun ganz anders dar. Die Bibel berichtet, wie das Gottesvolk unter dem Befehl des Feldherrn Josua ins verheißene Land einfällt und dort alles kurz und klein schlägt. Tatsächlich ging der Feldzug ziemlich schief.

Schuld daran waren nicht zuletzt die Philister, die im Alten Testament als Erzfeinde Israels auftreten. Sie siedelten gleich nebenan. In der Küstenebene besaßen sie fünf große Metropolen (siehe Karte Seite 119).

Berühmt ist die Geschichte vom riesenhaften Philister Goliat. Glaubt man dem Buch Samuel, war der Bursche „sechs Ellen und eine Spanne" (etwa 2,90 Meter) groß, was ihn allerdings nicht davor schützte, nach einem Volltreffer mit der Steinschleuder Davids, des späteren Königs, den Kopf abgetrennt zu bekommen.

Glaubwürdig ist der Knock-out indes nicht. Denn: „Die Nachbarn waren den Israeliten haushoch überlegen, sie hatten Kampfwagen und besaßen ein Monopol auf Metalle", erklärt Angelika Berlejung.

Die Assyriologin von der Universität Leipzig gräbt derzeit im antiken Hafen der Philisterstadt Aschdod. Zwar musste sie wegen des Raketenbeschusses auf Gaza-

Stadt im vergangenen Sommer die Arbeit unterbrechen. Doch da hatte ihr Team schon nackte Göttinnen, braun-weiße Edelkeramik und eine monumentale Schutzmauer freigelegt. Den Befunden zufolge war Aschdod um 900 vor Christus fünfmal größer als Jerusalem. Wenn ein Hebräer einen Pflug oder auch nur einen Nagel kaufen wollte, musste er ihn beim Feind erbetteln.

Schwerter bekamen sie anfangs überhaupt nicht. Der Archäologe Hermann Michael Niemann aus Rostock spricht von einem „Waffenembargo". Die Bibel überspielt diese Pleite. Stattdessen, so der Forscher, bietet sie „emotionale Tiraden voller Abneigung gegen die reichen Küstenbewohner".

Überall wird enttarnt, entzerrt, zurechtgerückt. Die moderne Theologische Forschung gleicht einer einzigen Desillusion.

Entsprechend vorsichtig gilt es im „Buch der Bücher" zu blättern. Zwar enthält das Werk echte Annalen, Königslisten und Chroniken. Zugleich aber tischt es Legenden, Gerüchte und ideologisch verbrämte Geschichtsdeutungen auf. Diese wurden im Laufe der Zeit mehrfach redigiert, neu verzahnt und mit manipulierenden Einschüben versehen. Einige Zensoren arbeiteten im siebten Jahrhundert vor Christus, andere zur Zeit Platons oder noch später.

Dabei schlichen sich Widersprüche ein. Der Erzvater Abraham soll vor über 4000 Jahren gelebt haben. Nur wieso reitet er dann auf einem Kamel? Das Tier war damals noch gar nicht gezähmt.

Die Goliat-Geschichte zeigt das Gestoppel am besten: Die älteste Schicht der Sage stammt wohl aus dem elften Jahrhundert vor Christus. Da hieß der Held noch „Elhanan". Erst später münzte man die Story auf König David um. Goliat erhielt nun einen „Helm aus Bronze" samt Eisenpanzer und Beinschienen. Er sah plötzlich aus wie ein griechischer Soldat. Den letzten erzählerischen Schliff bekam der Bericht erst um Christi Geburt.

All das besagt: Eine Offenbarung aus einem Guss hat es nie gegeben. Die Bibel ist Menschenwerk, teils von grandioser literarischer Qualität, teils mit trügerischer Absicht verfasst.

Letzteres gilt vor allem für die chronologischen Angaben der Bibel. Sie haben sich als falsch entpuppt.

Wer die Daten in der Heiligen Schrift zusammenzählt, kann sich Stufe für Stufe bis in die Bronzezeit zurückhangeln. Abraham lebte demnach um 2100 vor Christus, noch vor der Erfindung der Sonnenuhr. Die Sklaverei am Nil (Dauer: 430 Jahre) endete um 1440 vor Christus. Es folgten der Exodus und die Eroberung des verheißenen Landes. Um 1020 vor Christus müsste Saul den Thron bestiegen haben. Dann kommen – jeweils mit schablonenhaften 40 Jahren Herrschaft – David und Salomo.

An diese Angaben hielten sich auch die Ausgräber. Fanden sie in Jericho kaputte Ziegel, deuteten sie die als Schaden aus Josuas Blitzkrieg. Spürten sie Fundamente großer Paläste auf, musste Salomo sie erbaut haben.

Doch so war es eben nicht. Zwar berichtet die Bibel (1. Könige 5), dass Salomo einem glanzvollen Staat vorstand, der bis zum Euphrat reichte. Der König speiste Perlhühner und ließ sich Affen bringen. Seine Schiffe fuhren bis nach Spanien. In seinem Harem lebten 700 fürstliche und 300 weitere Nebenfrauen.

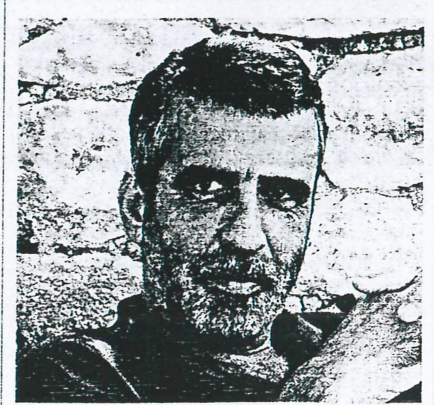
Leider bezeugt nicht ein Stein dieses Mythenreich.

So geht es fort und fort. Überall wird enttarnt, entzerrt, zurechtgerückt. Die moderne theologische Forschung gleicht einer einzigen Desillusion.

Der vielleicht wichtigste Mann in diesem Enthüllungsprozess wohnt selbst im Heiligen Land: Israel Finkelstein, Direktor des Archäologischen Instituts der Universität von Tel Aviv. Er liebt gutes Essen und Rotwein. Daheim spricht er Französisch, seine Frau ist eine Jüdin aus Paris. Bei Ausgrabungen schläft er nicht im Flatterzelt, sondern in einer klimatisierten Pension und genießt morgens das Frühstücksbuffet.

Geht es ums Erbe seiner Ahnen, wird Finkelstein allerdings nüchtern und unsentimental. 30 Jahre lang hat er mit dem Spatel im Boden gekratzt. Nun zahlt sich die Fummelei aus.

Die Kenntnis von der „Chronologie der eisenzeitlichen Schichten und Monumentalbauten", erklärt der Forscher, „wurde in den letzten 15 Jahren wahrhaft revolutioniert". Aus Abertausenden Scherben hat man eine „Keramiktypologie" mit sechs Zeitabschnitten erstellt. Zudem liegen jede Menge Kohlenstoffdatierungen von verkohlten Samen, Olivenkernen oder verrotteten Holzresten vor.



Archäologe Finkelstein
Wichtigster Mann im Enthüllungsprozess

Mit dieser neuen, mächtigen Zeitachse lässt sich das Trümmerchaos endlich takten.

In seinem aktuellen Buch „Das vergessene Königreich" wagt der Archäologe nun erstmals einen Gesamtüberblick*. Er ordnet die Abläufe von 1200 bis 750 vor Christus verblüffend neu: was sich in Palästina wirklich abspielte – ein Blick in die Wiege Gottes.

Zwar ist das Buch sperrig und trocken geschrieben. Es entstand aus einer Vorlesungsreihe. Doch das Lesen lohnt sich. Bei Finkelstein schrumpft das strahlende Jerusalem zum schlichten Dorf. David wird zum Räuber Hotzenplotz, umgeben von „Männern mit Knüppeln, die herumbrüllten, fluchten und spuckten".

Dass derlei Ansichten nicht allen gefallen, verwundert nicht. Vor allem die „Maximalisten" halten dagegen. Diese Archäologenfraktion möchte die Heilige Schrift am liebsten Wort für Wort mit Scherben und Trümmerfunden beweisen. In den USA sind die Vertreter der alten Schule noch vereinzelt anzutreffen.

Mehr noch in Israel. Dort arbeiten Maximalisten oft eng mit der Siedlerbewegung zusammen. Die Forscherin Eilat Masar, die im arabischen Viertel von Jerusalem „Davids Palast" gefunden haben will, erhielt Geld vom orthodoxen Shalem Center.

Masar hat Mauerstümpfe freigelegt, die kritische Kollegen ins achte Jahrhundert vor Christus datieren. Sie aber sieht darin Zeugnisse einer viel älteren, leuchtenden Epoche. „Stets geht es darum, die Vergangenheit möglichst glorreich darzustellen, um aktuelle Gebietsansprüche besser begründen zu können", ärgert sich Gunnar Lehmann, deutscher Archäologe mit israelischem Pass an der Ben-Gurion University in Beerscheba.

Das neueste Projekt der Strenggläubigen ist eine Art biblisches Disneyland im arabischen Stadtteil Silwan. Geplant ist ein History-Park mit einem siebenstöckigen Museum. Mitfinanziert wird der Gan Hemelech („Garten der Könige") von der ultrakonservativen Stiftung Elad. 22 palästinensische Häuser sollen dafür abgerissen werden.

Bürgermeister Nir Barkat wünscht sich dort eine Oase der Ruhe mit Harfenklängen, Olivenbäumen und blühenden Stiefmütterchen. Es sei der Ort, an dem Israels Urkönige „ihre Frauen zum Spaziergang ausführten".

Das klingt nach orientalischem Märchen und galantem Lustwandeln im Palastpark.

* Israel Finkelstein: „Das vergessene Königreich – Israel und die verborgenen Anfänge der Bibel". C.H. Beck, München; 236 Seiten; 22,95 Euro.

FOTO: JEREMY JOSEPH / VERLAG C.H. BECK



Kairo auf dem Gemälde „Der Auszug der Israeliten" von David Roberts, 1830: Die Steppenhirten waren Störenfriede im Netz des Pharaos

Dabei waren David und Salomo rohe Fürsten der Eisenzeit, die aus Tonbechern tranken.

Ebenso beharren Nationalkonservative darauf, dass der Tempelberg nicht den Arabern, sondern ihnen zuzusprechen sei – schließlich hätten ihre Vorfahren dort einst ein glänzendes Gotteshaus erbaut. Gunnar Lehmann nennt das eine „romantische Vorstellung".

In der Tat: Betrachtet man kühl die Überbleibsel der Vergangenheit, ergibt sich ein weniger ruhmreiches Bild. Zwar heißt es im 1. Buch der Könige, dass Salomo 957 vor Christus auf dem Zionsberg ein vergoldetes Heiligtum erbauen ließ, für das angeblich 150 000 Steinhauer und Lastträger schufteten. Doch auch von diesem Prachttempel ließ sich bislang kein Krümel nachweisen.

Außerdem haben die Hebräer nie allein im Gelobten Land gelebt. Es gab dort immer ein Gewirr an Völkern. Wem wann warum welches Stück Land gehörte, war selten unstrittig.

Bis etwa 1200 vor Christus, so viel ist klar, beherrschten eindeutig die Ägypter das Land. Die Levante war ihre Kolonie. Der Pharao kontrollierte die Städte und Märkte, er betrieb in der Wüste Sinai Türkis- und Kupferminen.

Über eine Trasse, den „Horusweg", der vom rechten Nilarm zur Garnisonsstadt Gaza führte, eilten seine Truppen im Alarmfall in nur elf Tagen heran. Streng bewacht wurde vor allem der Luxushandel entlang den Fernstraßen. Auf zwei Dinge waren die Ägypter besonders scharf: Purpurschnecken (zur Farbherstellung) und Zedern (als Bauholz). Beides kam aus dem Libanon.

Die umherwandernden Schasu waren in diesem weit gespannten ökonomischen Netz nur Störenfriede. Bereits Pharao Sethos I. brüstete sich im Jahr 1290 vor Christus, er habe sie „zu Leichenhaufen" getürmt. Ein Bild zeigt ihn in einem Kampfwagen, an dem abgeschnittene Nomadenköpfe baumeln.

Abertausende Steppenhirten gerieten damals bei Razzien in die Fänge der Pharaonen. Amenophis II. ließ Schasu massenhaft einfangen und in die Steinbrüche und Minen abkommandieren. Die biblische Legende von der Knechtschaft der Israeliten am Nil – hier könnte sie ihren Ausgang genommen haben.

Dann aber folgte der Bruch: Ägypten geriet ins Taumeln und verlor die Macht über seine Kolonie.

Der Grund: Um 1200 vor Christus stürmten Eindringlinge aus Europa und Kleinasien mit rumpelnden Ochsenkarren heran. Andere kamen mit dem Schiff übers Meer. Die Leute stammten von Kreta, Zypern oder den Ionischen Inseln. Ein gigantisches Völkerheer, gierig nach Land.

Zwar gelang es Pharao Ramses III., die Angreifer zu stoppen und sie an der Küste Palästinas anzusiedeln. Dort vermischten sich die Fremden untereinander. Es entstand eine neue Ethnie: die Philister.

Zur Ruhe aber kam die Welt nicht. Bald stritt jeder mit jedem. Städte wurden niedergebrannt, Paläste erstürmt. Als sich Ägypten um 1130 vor Christus endgültig zurückzog, folgte der totale Kollaps.

Der Zusammenbruch traf auch das Hinterland bis hinab nach Arabien, wo die Nomaden mit ihren Herden weideten. Als Produzenten von Fleisch, Käse und Fellen waren die Stämme auf den Handel mit den Städten an der Küste angewiesen. Dort konnten sie Getreide eintauschen. Doch diese Orte waren nun kaputt.

Also griffen die Viehhüter selbst zum Pflug. Eine massive Besiedlungswelle erfasste das zentrale Bergland zwischen der Jesreel-Ebene und dem Tal von Beerscheba (siehe Karte Seite 119). Von 1200 bis 1000 vor Christus stieg die Zahl der Dörfer massiv an. Am Ende waren aus 30 Orten über 250 geworden.

Die Urzelle Israels.

Die Pioniere säten und rodeten Bäume. Ihre winzigen Dörfer lagen meist auf Bergspitzen. Im Innenhof der Lehmhütten stand Vieh. Regen fing man in vergipsten Zisternen auf. Die Siedlungen hatten zunächst weder Tempel noch Speicher.

Immerhin besaßen die Leute bereits einen Kultplatz. Die Bibel erwähnt, dass er in Schilo lag. Dort stand die Bundeslade aus Akazienholz. Dass sich darin zwei Gesetzestafeln befanden, ist allerdings eine Erfindung aus späterer Zeit.

Etwa um 1050 vor Christus beruhigte sich die Lage etwas. Die alteingesessenen

FOTO: WWW.BRIDGEMANART.COM